

Drittmittelstarke Denker, exzellent vernetzt

Für die Geisteswissenschaften ist die Exzellenzstrategie mehr Fluch als Segen. Von ihren Geldern fällt nur wenig für sie ab. Forschungspolitisch setzt sie falsche Anreize.

Von Tassilo Schmitt

Gegenwärtig werden die letzten Entscheidungen darüber getroffen, in welcher Form die sogenannte Exzellenzinitiative fortgesetzt wird. Schon jetzt ist aber unübersehbar, dass in dem künftig Exzellenzstrategie benannten Förderprogramm für Spitzenforschung die Geisteswissenschaften kaum eine Rolle spielen werden. Dafür gibt es mehrere Gründe. Einer der wichtigsten ist, dass die Geisteswissenschaften durch Ausrichtung und Verfahren des Programms insgesamt kaum gewinnen können. Man kann es zuspitzen: Die Exzellenzstrategie ist geeignet, den Geisteswissenschaften erheblichen Schaden zuzufügen.

Bemerkenswert an der gegenwärtigen Diskussion ist, dass über negative Konsequenzen der Exzellenzstrategie generell der Mantel des Schweigens gebreitet wird. Unangenehme Befunde werden weithin ignoriert. Niemand scheint mehr die gewichtigen Einwände öffentlich auch nur zur Kenntnis nehmen zu wollen, die Richard Münch über die Gefahren und Jürgen Kaube über die Illusionen der Exzellenzinitiative formuliert haben. Ebenso wenig befasst man sich mit den empirischen Befunden Stefan Hornbostels, denen zufolge es sehr schwierig ist, jene messbare Steigerung der wissenschaftlichen Leistung zu erkennen, die bei der Ankündigung der Exzellenzinitiative vorhergesagt worden war. Mit aufgeblasenen Backen erzeugt man stattdessen einen kräftigen Wind und spricht von einem Erfolgsweg, der weiterzugehen sei; die einen tun dies, weil sie den politischen Erfolg brauchen, die anderen, weil sie sich die Fördergelder nicht entgehen lassen wollen. Kurzfristige Erfolgchancen bestimmen Inhalt und Niveau der öffentlichen Debatte.

Von dieser Denkweise sind die Geisteswissenschaften in besonderem Maße betroffen. Zwar lässt sich nicht bestreiten, dass auch sie in den bislang zwei Durchgängen der Exzellenzinitiative Erfolge verbuchen konnten, aber es lohnt sich, genauer hinzusehen.

Gerne wird von den Verfechtern der Exzellenzstrategie darauf verwiesen, dass durch die Einrichtung mehrerer geisteswissenschaftlicher Cluster auch die Geisteswissenschaften von dem neuen Typ der Verbundforschung profitierten, der „Versäulung“ innerhalb der Forschungslandschaft aufgebrochen und Interdisziplinarität stimuliert habe. Wenn mit „Versäulung“ allerdings gemeint ist, dass die Wissenschaften an den Hochschulen nicht hinreichend mit außeruniversitären Partnern kooperierten, ist daran zu erinnern, dass Geisteswissenschaften mit Schulen, Museen, Bühnen, Orchestern und vielen anderen Partnern längst in engem Austausch stehen. Die aktuellen Vorgaben der Exzellenzinitiative bringen hierfür nicht nur keinen Nutzen, sondern sie schaden, weil viel wertvolle Zeit für Anträge aufzuwenden ist, in denen diese Partner keine Rolle spielen können.



Die Exzellenzstrategie fordert dem Geisteswissenschaftler die Tugenden des globalen Jet-Setters ab. Immer wichtiger: Effizienz beim Kofferpacken Foto DW Studios / Cold Spring Pictures

Ebenso gilt, dass Geisteswissenschaften, die Wahrnehmung und Gestaltung individuellen und gesellschaftlichen Lebens, Ausprägung und Veränderung von Kultur zum Gegenstand haben, für viele Fragen ohnehin grundsätzlich interdisziplinär arbeiten müssen. Die Besonderheit besteht aber darin, dass es oft gerade keine festen Partner gibt, sondern dass diese je nach Frage oder auch nach Entwicklungsstand der Frage wechseln. Clusterlösungen zementieren ephemere Aktualitäten und behindern Veränderungen. Schwerer wiegt noch, dass mit der abgedroschenen Formel, die Probleme seien zwischen den Disziplinen angesiedelt, vielfach Hybridfächer entstehen, die von keiner gemeinsamen Theorie, Methode und keinem Forschungsgegenstand mehr zusammengehalten werden.

Warum erinnert niemand an die Binsenweisheit, dass Spezialisierung nur disziplinär erreicht werden kann? Für komplexe Probleme braucht man nicht interdisziplinäre Alleskötter, sondern Experten, die fest in ihrer Disziplin verankert und zugleich offen für neue Perspektiven sind. Die bisher eingerichteten Cluster sprechen nicht gegen diesen Befund. An der prozentual äußerst geringen Anzahl geisteswissenschaftlicher Cluster ist jedoch zu erkennen, dass sich das Format allenfalls in Ausnahmefällen bewährt. Erschwerend kommt hinzu, dass Geisteswissenschaftler im Durchschnitt erheblich stärker durch die Lehre belastet sind und aufgrund ihrer geringen personellen Ausstattung bei der Vorbereitung der Anträge deutlich weniger entlastet werden können, als das in anderen Disziplinen der Fall ist.

Erfolgreicher als bei den Clustern waren die Geisteswissenschaften bei den Graduiertenschulen. Deren Themen oder besser Motti waren oft so weit gefasst, dass viele Wissenschaften sich unter ihrem Dach zusammenfinden konnten. Dieses Förderformat soll nun aufgegeben werden. Damit entfällt die Chance, die Stärke dieser Disziplinen sichtbar zu machen. Denn wenn auch in den Geisteswissenschaften immer wieder mit guten Gründen darauf hingewiesen wurde, dass Kollektivformate wie die Graduiertenschulen den Nachwuchs uniformieren, konnte man kaum in Frage stellen, dass die Beteiligung an ihnen Vorteile brachte. Das liegt daran, dass in der Öffentlichkeit „Exzellenz“ dort und immer mehr nur noch dort vermutet wird, wohin Exzellenz-Mittel fließen. Immerhin haben die Geisteswissenschaften durch die Graduiertenschulen Reputationsgewinne zu verzeichnen, die mit dem Auslaufen dieser Förderform künftig nicht mehr möglich sind.

Das im Kern neue und am meisten umstrittene Segment der Exzellenzstrategie ist die Auszeichnung ganzer Universitäten mit dem Exzellenz-Siegel. Die dafür ausgeschütteten Mittel sind zwar äußerst bescheiden, aber der Prestigegewinn ist enorm. Begeistert sind nicht zuletzt Bildungspolitiker, die mit leuchtenden Augen von der Hebelwirkung sprechen, womit gemeint ist, dass mit geringem Aufwand große Wirkung erzielt werden kann. Es ist gewiss richtig, dass es im Ringen um die „besten Köpfe“ auch darauf ankommt, ob und wie Institutionen wahrgenommen werden. Hier war und ist die Exzellenzinitiative von großem Nutzen.

Aus der Perspektive der Geisteswissenschaften ist aber zu prüfen, ob die Problembehauptung überhaupt zutrifft, für die das Exzellenzprogramm eine Lösung sein soll. Viele Geisteswissenschaften, nicht zuletzt die sogenannten „Kleinen Fächer“, zeichnen sich grundsätzlich durch Internationalität aus. Weltweit trifft man immer noch viele Kollegen, die in Deutschland studiert und geforscht haben. Diese tragen mit ihren Erfahrungen erheblich zum Ansehen des Landes und seiner Wissenschaft bei. Besonders geschätzt wird von ihnen die noch immer große Freiheit im deutschen Hochschulsystem und die Möglichkeit, langfristig einem komplizierten wissenschaftlichen Problem nachgehen zu können.

Die deutschen Geisteswissenschaften haben ein hohes internationales Ansehen. Eine Aufmerksamkeitsinitiative haben sie nicht nötig. Allerdings hat ihnen das Streben nach dem Exzellenztitel innerhalb der Universitäten oft geholfen. Insbesondere dort, wo die „drittmittelstarken“ Disziplinen zunächst erwarteten, das Rennen unter sich auszumachen, trugen Begehungen unter der Beteiligung von Geisteswissenschaften dazu bei, dass man zusätzlich über Zukunftskonzepte für die Geisteswissenschaften nachdachte. Dabei sind neue und interessante Ideen formuliert worden. Einige werden nun erprobt.

Gleichwohl ist mit Recht bemängelt worden, dass der Adelstitel der Exzellenz-Universität Zukunftsabsichten und nicht Forschungsleistungen belohnt. Es sieht so aus, als ob künftig erbrachte Leistungen stärker gewichtet werden sollen.

Für die Geisteswissenschaften wäre es allerdings verheerend, wenn sich die Vergabe des Exzellenztitels nur auf die im Exzellenzwettbewerb verbliebenen Cluster bezöge. Vielmehr muss es eine Rolle spielen, welche Leistungen insgesamt erbracht wurden. Dabei ist es von untergeordneter Bedeutung, in welchen „Antragsformaten“ das geschehen ist und wie viele Drittmittel dafür verausgabt wurden. Allerdings wird man nicht davon absehen können, ob es überhaupt eine auskömmliche Grundfinanzierung gibt. Es ist beschämend, wenn Geisteswissenschaften heute sogar an Exzellenzuniversitäten um eine angemessene Ausstattung ringen müssen.

Das Problem ist nur zum Teil gelöst, wenn neben der Exzellenzstrategie ausgleichende Förderprogramme für die Geisteswissenschaften entwickelt werden. Selbstverständlich sind gut ausgestattete und auf geisteswissenschaftliche Profile zugeschnittene Sonderprogramme zu begrüßen. Aber die Unterstellung, dabei nur mit Trostpreisen bedacht zu werden, weil man in der Exzellenzinitiative leer ausgegangen ist, kann nur entkräftigt werden, wenn ein wichtiges Kriterium für die Zuerkennung des Exzellenztitels bleibt, wie die prämierte Universität es mit den Geisteswissenschaften hält. Es ist dringend darüber zu sprechen, wie weiterer Exzellenzschaden von den Geisteswissenschaften abgewendet werden kann. Die dem Programm oft zugesprochene Dynamik erwies sich sonst als Dynamit, das kulturelles und intellektuelles Erbe zerstört.

Tassilo Schmitt ist Professor für Alte Geschichte an der Universität Bremen und Vorsitzender des Philosophischen Fakultätentages.